

# GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

*compiled by Dirk HR Spennemann*

**1576. Lehmann, Eusebius. 20. "Spanische Missionsmethoden auf den Carolinen und Marianen." [Spanish mission methodology on the Carolines and the Marianas]. In: Schwager, Friedrich (ed.), *Der Düsseldorfer Missionskursus für Missioner und Ordenspriester 7. –1. Oktober 1919*. Aachen: Xaverius Verlag. Pp. 161–168.**

Review of the successes and failures of the Spanish mission in Micronesia. The financial and political support of the missions as provided by the Spanish government is lauded. Any failure of the Spanish missionaries is sheeted home to overly ambitious or arrogant Spanish administrators. The fact that the Spanish administration in the Carolines and the Marianas compelled children to attend school is regarded by the author as a very powerful tool in the missionisation process. However, the Christianisation was seen as superficial and when the Spanish administration withdrew from Micronesia (and with it the government support) church attendance waned immediately. Despite the seemingly beneficial arrangement of political backing and funding, the author argues that the mission is better served if politics and church are kept separate. A discussion of the paper by various conference participants is included.

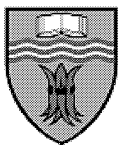
---

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

**CHARLES STURT**  
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,



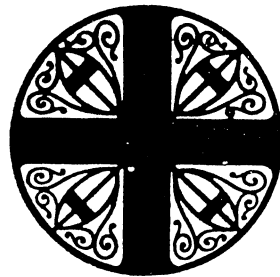
Northern Mariana Islands



Historic Preservation

DER DÜSSELDORFER  
MISSIONSKURSUS FÜR  
MISSIONARE UND ORDENSPRIESTER  
7. – 14. OKTOBER 1919

VORTRÄGE / AUSSPRACHEN UND  
BESCHLÜSSE DES MISSIONSKURSUS  
HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DER DEUTSCHEN  
SUPERIORENKONFERENZ VON  
FRIEDRICH SCHWAGER S. V. D.



---

---

X A V E R I U S - V E R L A G / A A C H E N

## XIII.

**Spanische Missionsmethoden auf den Karolinen  
und Marianen.**

P. Eusebius O. M. Cap., Frankfurt a. Main.

Seit der Regierung des Königs Ferdinand von Aragonien und Elisabeths von Castilien war es nach dem Vorbild der portugiesischen Kolonialpolitik in Spanien Grundsatz, jede neue Eroberung, die die spanische Krone machte, auch zu einer Eroberung für die katholische Kirche, einer Vermehrung des Reiches Gottes werden zu lassen. Diesem Grundsatz entsprechend folgten den ausziehenden Kriegern nicht bloß Priester zur Übernahme der Militär-Seelsorge, sondern stets auch Glaubensboten mit dem Kreuz in der Hand, die das Zeichen der Erlösung in den Ländern der Heiden aufpflanzen und in die Herzen der Eingeborenen hineinpflanzen sollten. Nicht die Kirche allein, auch der König wollte missionieren und sich an der Verbreitung des Glaubens beteiligen. So ist es ganz im Gegensatz zu allen anderen Ländern Europas in Spanien und in einem gewissen Grade auch in Portugal bis heute geblieben. Darum muß auch die Missionsmethode in den spanischen Kolonien einen eigenartigen Charakterzug tragen.

Wir wollen nun die Licht- und Schattenseiten der innigen Verbindung zwischen Staat und Kirche darzulegen suchen, indem wir sehen, welchen Einfluß hemmend oder fördernd die spanische Regierung auf die Mission hatte. Wir suchen also von den Tatsachen der Erfahrung zu einem grundsätzlichen Urteil aufzusteigen. Das Material für unsern Beweisgang soll nicht eine weitausholende historische Betrachtung bieten, die man ja von einem Mann der Praxis nicht erwartet, sondern ein Abschnitt aus der spanischen Missionsgeschichte, deren letzten Abschluß ich selbst noch miterlebt habe.

Das Schicksal, welches die drei Karolinen-Inseln, Jap, Palau und Ponape, innerhalb 12 Jahren hatten, zeigt auf die anschaulichste Weise die Vorteile und die Nachteile der Missions-Methode der Spanier. Ein Blick auf die Marianen-Inseln möge das Bild ergänzen. Behandeln wir zunächst die Vorteile:

Wir erblicken von vornherein in dem Charakter Spaniens als einer katholischen Nation einen Vorteil für die Christianisierung ihrer Kolonien. Ganz ideal erscheint uns vollends die Sache, wenn wir hören, daß die Regierung das Interesse unserer heiligen Kirche zu ihrem eigenen macht, daß der König selbst Missionäre fordert, sie bezahlt, sie kostenfrei hinausschickt, draußen für ihren Unterhalt sorgt, ihnen Missionshäuser, Kirchen und Schulen baut und unterhält. Jeder neuen Kraft, die in die Mission eingestellt wird, sei es nun ein Priester oder ein Laienbruder oder eine Missionsschwester, wird von der Regierung täglich eine bestimmt festgesetzte Unterstützung angewiesen, und ebenso wird für jede neue Kirche, für jede neue Schule gerade so bezahlt wie für die, welche schon in Betrieb sind. Die Regierungsbeamten, die in den Kolonien tätig sind, werden in ihrem Heimatlande gelobt und gefeiert für ihren Eifer in Beförderung der Mission und Errichtung neuer Missions-Stationen. Wie muß nun das Missionswerk voranschreiten unter dem Schutze einer so starken

Damit haben wir schon zwei Mittel genannt, die die spanischen Missionen in ihrer Verbindung mit der Regierung verdanken. *Materielle Unterstützung* und Schutz ihrer Person.

Nennen wir nun sofort zwei andere: Wegräumung der Hindernisse, die der Missionierung im Wege stehen, und direkte Beförderung des Missionswerkes. Wir wollen nun gleich von vornherein die Spanier gegen den Vorwurf, der ihnen oft gemacht wird, schützen, als ob sie auf den Karolinen die Heiden zur Annahme des Christentums durch Gewaltmaßregeln gedrängt hätten. Auf dem ganz katholischen Weg der Belehrung wurden die Eingeborenen für Christus gewonnen und auf die Taufe vorbereitet.

Im Jahre 1887 kommt ein spanischer Gouverneur auf die Insel Jap, in seinem Gefolge eine Kompanie Soldaten und einige Missionäre. Die Glaubensboten walten ihres Amtes, aber niemand zeigt Lust zur Annahme des Christentums. Die Eingeborenen sind höflich und freundlich, aber sie bleiben, was sie sind und wie sie sind.

So geht es sechs bis acht Jahre. Die Gouverneure tun weiter nichts, als daß sie achtgeben, daß unter den Eingeborenen sich kein Aufstand erhebt. Alles ist friedlich.

Nun kommt wieder ein Gouverneur, schneidig und stramm. Er ärgert sich, daß noch so wenig für spanische Kultur geschehen ist, und nun beginnen die Verordnungen: Alle Sitten und Gebräuche, die gut sind, bleiben, die schlechten Gebräuche werden abgeschafft. Große Hindernisse sind damit der Mission aus dem Wege geräumt: Schlechte, unsittliche Gebräuche, die die Eingeborenen vom Christentum abhalten.

Nun erfolgt ein tief einschneidendes Gebot, das sehr fördernd für die Arbeiten der Glaubensboten wirkt: Der Schulzwang für alle Kinder der Insel.

Die Kinder beginnen nun die leichte, wohlklingende spanische Sprache zu sprechen, lernen lesen und schreiben und Religion. Ein großes Internat wird errichtet. Die Abteilung für Knaben steht unter einem sehr tüchtigen Pater, die Abteilung der Mädchen wurde einer sehr tüchtigen Frau aus dem dritten Orden, die mit ihrem Mann und ihren Kindern von den Philippinen herübergeholt wurde, anvertraut. Jeder Häuptling, der die Kinder nicht in eine der Schulen schickte, wanderte unnach-sichtlich in den Calabus, d. h. zur Zwangsarbeit.

Es kam ein großer Taifun, die Kokospflanzungen wurden zerstört. Die Regierung sorgte in reichlicher und liebevoller Weise für die Ernährung der Eingeborenen. So wurde das Gefühl der Abhängigkeit der Eingeborenen von den Fremden auf jede Weise befestigt.

Das stramme, konsequente Regiment, die Kunst der Missionäre in Behandlung der Eingeborenen, die Unfähigkeit der letztern zu einem Aufstande vollendeten das Werk. Wie abhold auch die Eingeborenen den neuen Sitten und Beschäftigungen waren, wie sehr sie auch am Alten hingen, sie hielten es doch für das klügste, mitzumachen und sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Die Väter brachten ihre Kinder selbst zur Schule, ja sie drangen in die Patres, ihre Söhne und Töchter zu taufen. Wer Christ war, der hielt sich auch für einen Spanier. Christ werden und Spanier werden, war ein und dasselbe.

Jap ist eine langgestreckte Insel, die man von einem Ende bis zum andern ihrer Länge nach in 10 Stunden durchgehen kann. Sie zählt etwa 7 000 Einwohner. Es waren vier Hauptstationen darauf, die je von einem Pater und einem Bruder besorgt wurden, mit je einer oder zwei Nebenstationen. Jede Station bestand aus Wohnhaus, Kirche und Schule.

Die Hauptstationen waren sehr gut gebaut und praktisch eingerichtet. Die Patres und Brüder hatten eine große Ordnung, hielten mustergültig die klösterliche Observanz und hatten die Zeit aufs beste eingeteilt.

Wenn nun der Betrieb so weiter gegangen wäre, würde in 10 Jahren die ganze Insel spanisch und katholisch geworden sein. So schnell und kampflos ging es bekanntlich auf anderen Inseln nicht. Der schneidige Gouverneur hatte einen Plan, der dem ganzen Werk die Krone aufsetzen sollte.

Er wollte eine Stadt anlegen und die meisten Eingeborenen hineinverpflanzen. Diese Stadt sollte ein Bild spanischen Lebens im kleinen werden mit Kathedrale, Markt und Handwerkern. So wären denn in kurzer Zeit die japisch heidnischen Sitten den spanisch christlichen gewichen. Die Dorfbewohner hätten sich in Kleidung und Anschauungen den Städtern bald anbequemt und schon nach einem Menschenalter hätte man für den neuen Zustand allgemein Gott gedankt, denn diese europäischen Einrichtungen hätten Erlösung von dem verrotteten Häuptlingswesen gebracht. Doch es sollte auf Jap nicht so kommen. Die Mission blühte nicht viel mehr als drei Jahre in der beschriebenen Weise.

Und nun lernen wir auch sofort die Nachteile der spanischen Methode kennen. Im Jahre 1899 trat der Regierungswechsel ein. Die Karolinen gingen an Deutschland über. Die spanische Herrschaft und alle Gesetze, die sie gegeben hatte, hörten auf und damit war auch das Christentum verschwunden, das eben in den Herzen noch keine Wurzel gefaßt hatte.

Die Schulen standen leer und damit auch die Kirchen, die Missionäre, die noch bleiben wollten, gerieten in die größte Not: Von der Regierung erhielten sie keine Bezahlung mehr, und das spanische Volk ist nicht gewohnt, die Missionen in umfassender Weise zu unterstützen, da ja der König für die Kosten aufzukommen pflegt. Weil die Mission mit der Regierung so innig verbunden war, so teilte sie eben auch das Los der Regierung.

Ein badischer Abgeordneter sagte mir einmal: Die deutsche Regierung soll euch Missionären die Verwaltung der Inseln ganz überlassen, dann ist für die Mission gesorgt und das Deutsche Reich fährt am besten dabei. Das hört sich wunderschön an. Aber wäre es in Wirklichkeit auch so? Zu gleicher Zeit, da in Jap der stramme Gouverneur regierte, war in Palau ein spanischer Kapuziner-Pater mit der politischen Verwaltung der Insel betraut. Und was kam für die Mission heraus! Rein nichts. Der geistliche Vize-Gouverneur hatte beständig Aufstände niederzuhalten, Häuptlinge gefangen zu setzen und fortzutransportieren. Später aber, als deutsche Missionäre hinkamen, die in politischer Hinsicht nichts mehr zu sagen hatten, machte die Mission schöne Fortschritte.

Da haben wir nun einen handgreiflichen Nachteil in der spanischen Missions-

methode kennen gelernt. Durch die Verquickung von Regierung und Mission überträgt sich der Haß und der Angriff gegen die fremde Nation ohne weiteres auf das Christentum. Diese beiden Nachteile wurden in Ponape nicht bemerkt, denn dort machte einerseits die katholische Mission Fortschritte, obgleich die Eingeborenen sich gegen die spanische Regierung erhoben, und sie brach nicht zusammen, als die Spanier abzogen. Dort lebten aber auch der Gouverneur und die spanischen Soldaten zu den Patres in einem ähnlichen Verhältnis, wie Herodes zu Johannes dem Täufer. Wenn er die Missionare auch nicht ermordete, so ließ er sie doch gefangen setzen wegen ihres „non licet“ und entfernte zwei der tüchtigsten unter einer erlogenen Angabe von der Insel. Das unsittliche Leben der Soldaten und ihre Gehässigkeit gegen die Mission wirkte oft sehr nachteilig für den Fortgang der Mission. Es wurde mir auch in Jap von Eingeborenen erzählt, daß am Feste Mariä Empfängnis spanische Soldaten der Predigt in der Kirche beiwohnten und nachher zu den Schwarzen sagten: das ist nicht wahr, was der Pater über Maria sagte. So rissen diese Teufel das Wort Gottes wieder aus den Herzen der Armen, denen die Missionäre das Evangelium verkündeten.

In Ponape hat der Gouverneur die Mission auch dadurch geschädigt, daß er trotz aller Gegenvorstellungen der Missionäre die Errichtung einer neuen Missionsstation mitten unter den Protestanten verlangte und so den Zank beider Konfessionen in sinnloser Weise heraufbeschwor. Diese Symptome eines Staats-Kirchentums, dieses unbefugte tyrannische Eingreifen in die Rechte der Kirche, können für die Mission sehr nachteilig werden.

Wir deutschen katholischen Missionäre hatten gegenüber unserer deutschen Regierung nicht die Vorteile, die die Spanier von der ihren hatten, und wir waren oft versucht, sie darum zu beneiden, aber wir hatten den Vorteil größerer Freiheit in der Besorgung unserer Geschäfte und mußten nicht Diener des Staates sein. Die spanischen Missionäre waren gleichsam Beamte, sie mußten auf Befolgung der Verordnungen der Behörden dringen, die Übertreter anzeigen und waren darum gefürchtet wie Schutzmänner und Gendarmen. Dieses gehässige Werk überließen wir ganz den deutschen Unterbeamten. Und als im Jahre 1910 in Ponape die deutschen Beamten ermordet wurden, blieben die Missionare verschont, obwohl sie mitten unter den Aufständischen wohnten. „Mit euch haben wir nichts, ihr habt uns nichts zuleide getan, von euch haben wir nur Gutes“ sagten sie zu den Missionären.

Die spanischen Missionäre verstanden allerdings die Kunst, mit den Eingeborenen umzugehen, sie wußten die Härten zu mildern, die einem Staatsbeamten leicht anhaften können, sie machten oft für die Eingeborenen die Mittler und Fürsprecher und verschafften ihnen Vorteile. Drum waren auch sie angesehen und beliebt. Aber wie steht es bei einem Regierungswechsel? Der Missionär hat nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu geben. So ging es den Patres auf Jap. Sie hatten eben die Kunst nicht gelernt, unabhängig von der Regierung sich Einfluß zu verschaffen. Uns war das nicht sehr schwer. Als wir uns einmal unter den Eingeborenen auskannten, traten wir auf mit der Autorität des Euroäpers, mit der Überlegenheit der Bildung, mit der Anziehungskraft des Wohlwollens und Verständnisses, mit den Schönheiten und der Kraft der katholischen Religion. So machten wir die Eingeborenen empfäng-

lich, gefügig und willig, benutzten auch die gegenseitige Eifersucht der Häuptlinge, um zum Ziele zu gelangen. Und als jetzt die deutsche Regierung abzog und die japanische kam, da brach unsere Mission nicht zusammen, sie stützte sich eben nicht auf das Deutsche Reich, sondern hatte ein eignes Fundament und eigene tragfähige Pfeiler, und doch waren wir, was hier hervorgehoben werden muß, auch nicht länger da tätig als die Spanier. Das ist nun ein offener Beweis, daß unsere Methode in diesem Falle einen Vorzug hatte.

Wir benutzten aber überall auch die Vorteile, die die deutsche Regierung uns bot; sie hat uns die Kinder nicht in die Schule gebracht, aber sie auch nicht abgehalten, sie im Gegenteil ermuntert. Wir suchten uns mit den Beamten gut zu stellen, denn ein Entgegenarbeiten wollten wir verhindern.

Man sieht aber an den bisherigen Ausführungen, daß Gegensätze, die zwischen Regierung und Mission manchmal bestehen, auch zum Glück für die Mission werden können, weil die Eingeborenen dann deutlich sehen, daß die Kirche ein selbständiges Reich ist.

### Diskussion.

Schmidlin: Das Referat ist ein Musterbeispiel der immanenten Kritik eines Missionspraktikers. Der Vortragende hat so klar die Vorteile und Nachteile der von ihm dargelegten Methode nebeneinander gestellt, daß wir nur die Folgerungen daraus zu ziehen brauchen. Alles erinnerte so lebhaft an die älteren Missionsperioden, wir glaubten uns in das Entdeckungszeitalter zurückversetzt. Zur Sache möchte ich bemerken, daß eine Europaisierung der Eingeborenen nicht allgemein empfohlen werden kann und jedenfalls nur mit Einschränkung zu loben ist.

Streit: Das Wort, der Staat missioniert, höre ich nicht gerne; es ist auch nicht ganz richtig. Der König hatte die Gewissenspflicht, er hatte die Sorge und die Last. In der spanischen Missionsgeschichte ist der Fall nicht allein stehend, daß Missionare schwere Kämpfe mit den Beamten zu führen hatten. Ich erinnere an Las Casas. Eine allseitige Würdigung der spanischen Missionsmethoden mußte auch die kulturellen Leistungen betrachten. So ist der von andern Autoren erhobene Vorwurf, daß die Missionare nur spanisch gesprochen hätten, falsch. Das zeigen schon die in den Eingeborenen Sprachen verfaßten Katechismen. Der Architektur hat die spanische Mission ein eignes Gepräge aufgedrückt, so in Texas und Mexiko.

Großer: Nach dem Lob der Missionsarbeit der Spanier wäre es sehr interessant, zu erfahren, wie es mit den religiösen Kenntnissen und der Sittlichkeit der Christen auf den Marianen stand. Hier ließe sich wohl feststellen, ob es wirklich den Tatsachen entspricht, daß die spanischen Missionare und verwandte Kreise, wie ja oft behauptet wird, die Eingeborenen zwar zur Madonnen- und Heiligenverehrung, zum Rezitieren des Rosenkranzes, zu häufigen Prozessionen und anderen Zeremonien erzogen hätten, daß aber die Erziehung zu soliden religiösen Kenntnissen, zur unmittelbaren Gottesverehrung, zu regelmäßigem Sakramentenempfang, die Bekämpfung des Aberglaubens und der Unsittlichkeit auffallend dahinter zurückgeblieben sei. Es sei daher manche äußerliche Form, aber wenig innerliches Christentum in der Einflußsphäre dieser Missionen zu finden.

Schütz: Unter welchem Kolonialsystem kann wohl die katholische Mission am besten arbeiten und die größten Erfolge erzielen? Unter dem spanisch-portugiesischen, englischen, holländischen, französischen oder dem deutschen?

Väth: Es hat mich gefreut, daß der Vortrag auf eine Ehrenrettung der spanischen Missionsmethode hinausläuft. Das spanische Missionssystem ist doch ein ideales System. Es ist Pflicht, des Staates, die Mission zu unterstützen. So handelte das katholische Spanien. Und wie groß waren seine Erfolge! Die Philippinen sind fast ganz katholisch, ebenso Spanisch Amerika, und Ähnliches gilt von den portugiesischen Kolonialbesitzungen. Wären die Spanier einige Jahre länger auf Jap

geblieben, dann wäre die Insel jetzt katholisch. Unter dem englischen System wird Indien niemals katholisch werden.

Schwager: Bei aller Verehrung für die spanischen Missionare kann ich ihre Methoden ebensowenig als ideal anerkennen, wie ich das für unsere deutsche Methode beanspruche. Die Verquickung zwischen Kirche und Staat im Missionswesen ist, wie ja gerade der Vortrag gezeigt hat, durchaus nicht ideal. Und die Erfolge? In der ZM habe ich 1914 eine Studie über die Philippinen veröffentlicht, die eine Fülle von zuverlässigen katholischen Zeugnissen dafür beibringt, daß das dortige Missionssystem an schweren Schäden krankte. Dieser Aufsatz müßte wohl zunächst widerlegt werden, wenn man die These aufrechthalten will, daß das spanische Missionssystem ein ideales sei. Wie auf den Philippinen, liegen die Verhältnisse auch in Süd- und Mittelamerika. Selbstverständlich wurde die religiös-sittliche Lage in allen diesen Ländern durch die Vertreibung der Missionare sehr ungünstig beeinflusst. Aber die wesentlichen Gebrechen bestanden schon vorher.

Schütz: Aus der Zeit meines Aufenthaltes in Nordamerika erinnere ich mich, daß mehrere amerikanische und ein australischer Priester nach Südamerika gingen, um zu prüfen, ob die von protestantischer Seite erhobenen Vorwürfe gegen die katholische Mission berechtigt seien. Diese stellten fest, daß es sich größtenteils um Verleumdungen handelte.

Schwager: Es kann ja leicht sein, daß gewisse Einzelbehauptungen aus neuerer Zeit als Verleumdungen nachgewiesen wurden. Die Missionsberichte amerikanischer Protestanten sind nicht immer glaubwürdig. Es wird mir aber von katholischen Priestern, die Jahrzehnte hindurch in Südamerika weilten, bestätigt, daß meine Schilderung der Lage auf den Philippinen genau so für Südamerika zutrefte. Hier muß gelten: amicus Plato, magis amica veritas. Wenn die Mission unserer Tage die Fehler der Vergangenheit vermeiden soll, müssen diese Fehler zunächst erkannt und anerkannt werden.

W. Schmidt: Daß die Spanier europäisiert haben, bedarf der Einschränkung. Die Spanier waren gegenüber den einheimischen Sitten weit entgegenkommender, als andere Kolonialmächte, sie haben ja selbst in die Liturgie die Tänze aufgenommen. Im Vergleich zu den kulturellen Leistungen der protestantischen Kolonialvölker können die Spanier sich ruhig sehen lassen. Im protestantischen Nordamerika sind die Indianer fast verschwunden. Zur richtigen Beurteilung der religiös-sittlichen Lage muß man europäische Verhältnisse heranziehen. In den Alpenländern belaufen sich die unehelichen Geburten wegen der wirtschaftlichen Eigenart auf 50 %. Wie gering der Sakramentenempfang in Frankreich bei der Mehrzahl der Bevölkerung ist, ist bekannt. In Spanien und demzufolge auch in den Kolonien wurde das religiös-kirchliche Leben schwer geschädigt durch die Geheimsekten. Für die Kolonien in Amerika trat hinzu die Lostrennung vom Mutterlande, Verarmung, Zurücksinken in eine tiefere Kultur. Ohne diese Hemmnisse wären heute die Zustände in Süd- und Mittelamerika sehr befriedigend. Ich möchte deshalb dieser Methode im allgemeinen Beifall spenden. Denn die innige Verbindung von Staat und Kirche hat große Vorteile.

Richter: Die goanesischen Christen dürfen oft als musterhaft bezeichnet werden. Trotz trauriger kirchlicher Verhältnisse und der Erhebung von unwürdigen Elementen zum Priestertum haben sich die Goanesen inmitten der Heiden eine Glaubensinnigkeit und -freudigkeit bewahrt, die an die Irländer erinnert. Was die Stellungnahme der britischen Regierung angeht, so beurteile ich sie viel günstiger als P. Vöth. Wir Missionare haben die Erfahrung gemacht, daß die Regierung viel für uns getan hat und manche Beamte die Mission bei passender Gelegenheit wohlwollend fördern.

Streit: Die große Missionszeit Spaniens hat bedeutende Erfolge aufzuweisen und muß sehr unterschieden werden von dem Spanien des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philippinen und andere Missionen so sehr herunter kamen. Die protestantischen Berichte sind mit großer Vorsicht aufzunehmen, sie schauen nur auf das Äußere und sehen alles mit protestantischen Augen an. Professor Ruville erzählte mir, daß er das katholische Christentum zuerst auf Cuba von seiner unangenehmsten Seite näher kennen gelernt habe. Die lobenden Urteile über Spanien lassen sich wohl nicht ganz in gleicher Weise hinsichtlich der Portugiesen aufrechterhalten.

Schwager: Es wurden im Referat auch die Spannungen zwischen den Kolonialbe-



amten und der Mission besprochen. Die Mission wünscht solche Spannungen nicht, sondern ein harmonisches Verhältnis zwischen Staat und Kirche als den von Gott gegebenen Autoritäten. Sie respektiert die staatliche Obrigkeit und ihre Anordnungen gemäß den Weisungen der Hl. Schrift. Wenn auf seiten der Beamten Schwächen und Fehler vorkommen, dürfen wir dagegen nicht anders vorgehen, als wie wir es von den Beamten gegenüber etwaigen Gebrechen der Mission wünschen. Der hl. Franz Xaver gab sehr weise Vorschriften über das Verhalten gegen die Beamten und mahnte zur größten Vorsicht. In der Franziskanermission Oberkalifornien führte die Erfahrung dazu, daß der Verkehr mit den höheren Staatsbehörden ausschließlich dem Oberrn des Collegs in Mexiko (Stadt) vorbehalten wurde. Als geborener Anwalt der Eingeborenen kann die Mission nicht immer schweigen, aber die Flucht in die Öffentlichkeit muß stets als ultima ratio angesehen werden. Am besten ist es, wenn die Mission überhaupt nicht unmittelbar in solche Affären hineingezogen wird, sondern unabhängige humanitäre Gesellschaften, an denen es ja heute nicht mehr fehlt, für die Abstellung von Mißbräuchen mit den Behörden in Verbindung treten.

Schmidlin: Was über die spanischen Missionen gesagt wurde, gilt nur für die spanischen Kolonien. In anderen Gebieten wandten sie auch andere Mittel an und arbeiten dort heute mit modernen Methoden. Die Urteile dürfen also nicht verallgemeinert werden.

Eusebius: P. Schmidt beanstandet das Wort: europäische Sitten oder vielmehr den Ausdruck Europäisierung, den ich in den Vortrag hineinverflocht. Ich wollte mit jenem Ausdruck sagen, daß das Leben in den Kolonien überall einen spanisch-christlichen Einschlag bekam. Diese europäische Färbung wurde sehr begünstigt durch die Anwesenheit spanischer Beamten, Soldaten und Kaufleute und zumeist durch die Eheschließungen der Spanier mit den Eingeborenen und durch Anlegung von Städten. Es ist eben ein Gesetz, daß die höhere Kultur, wenn sie mit einer niederen in Berührung kommt, die letztere mehr oder weniger verdrängt. Im übrigen waren die Spanier in Duldung der einheimischen Gebräuche, wie Spiele und Tänze, sehr weitherzig. Ebenso sorgten sie dafür, daß die Eingeborenen sich nicht den Europäern gleich dünkten und immer Achtung vor ihnen hatten. Die Missionare auf Jap verstanden die Sprache der Eingeborenen gut und pflegten sie sehr. Der Superior P. Daniel ließ einen Katechismus in der Japsprache drucken und hinterließ bei seinem Weggange ein Manuskript mit zehntausend Wörtern der Japsprache. Herr Professor Dr. Schmidlin hebt mit Recht hervor, daß die spanischen Missionare nur da in der im Referat geschilderten Weise handelten, wo sie mit ihrer Regierung zusammenarbeiten mußten, in anderen Missionsgebieten ist ihre Methode auch wie die der Missionäre der übrigen Nationen. Ich kann noch beifügen, daß sie auf den Marianen schnellere Erfolge hatten ohne die Regierung. Im Jahre 1668 begann auf diesen Inseln die Mission der Jesuiten. Die Eingeborenen ließen sich anfangs leicht taufen. Als aber im Jahre 1676 eine spanische Besatzung ankam, wehrten sie sich ihrer Freiheit, und die Mission hatte große Schwierigkeiten.

Das spanische System ist sehr ideal gedacht und hat viele Vorzüge. Wo die Spanier oder Portugiesen ihre Herrschaft begründen konnten, haben sie die ihnen untertänigen Völker für die katholische Kirche gewonnen, und wir können sagen, dauernd gewonnen, denn sie machten die Religion volkstümlich und pflanzten christliche Sitten und Gebräuche an Stelle der heidnischen. Die den Karolinen benachbarten Marianen-Inseln waren mehr als 200 Jahre unter spanischer Herrschaft. Die Bewohner dieser Insel sind alle katholisch und glücklich. Sie haben sich ihre körperliche Lebenskraft erhalten, so daß die Bevölkerungszahl ständig zunimmt, was man von den heidnischen Karolinern nicht sagen kann. Die amerikanische Regierung auf Guam und die deutsche auf Saipan waren mit ihnen immer sehr zufrieden und betrachteten sie als tüchtige, brauchbare Leute. Jeder Missionar ubt unter ihnen gern die Seelsorge aus. Nicht immer waren auf den Marianen gute Priester, ebensowenig wie auf den Philippinen, zu denen sie kirchlich bis in die neueste Zeit noch gehörten. Der christliche Unterricht wurde vielfach schlecht erteilt, aber die Eingeborenen haben katholischen Geist und katholischen Sinn und können in kurzer Zeit durch eifrige Priester wieder eifrige Christen werden.

Die von den Spaniern missionierten Christen hängen sehr am Rosenkranzgebet und am hl. Meßopfer. Der Rosenkranz enthält aber alle wesentlichen Glaubenswahrheiten der christlichen

Religion und stellt dem Beter den Inhalt der Evangelien in klarer und wahrer Weise, frei von Irrtum, vor Augen, und die Feier der hl. Messe ist die höchste Übung der Religion, bei der Gott am meisten geehrt wird. Daher erklärt es sich, daß diese Christen bei diesen Übungen katholisch bleiben, wenn der Unterricht auch zuweilen mangelhaft ist, und daß die Belehrung gern angenommen wird und leicht ergänzt werden kann.

Daß in den spanischen Kolonien für das Christentum nicht noch mehr erreicht worden ist, und daß jetzt teilweise so traurige Verhältnisse herrschen, läßt sich aus dem Vorausgehenden leicht erklären; denn viele von denen, die für das Christentum wirken sollten, wirkten schon unter den Spaniern dagegen, und jetzt sind statt der katholisch-spanischen Männer nicht-katholische und freimaurerische am Ruder, und der katholische Klerus zeigt sich seiner Aufgabe nicht überall gewachsen.

Die Art und Weise des Unterrichts und der Arbeit der spanischen Missionäre wollte ich nicht näher behandeln, weil es mir nur darauf ankam, die Vorteile des Zusammenwirkens von Kirche und Staat zu veranschaulichen und die Nachteile, die ein Staats-Kirchentum mit sich bringen kann, kurz zu zeichnen, denn gerade diese innige Verbindung von Kirche und Staat kennzeichnet die spezifisch spanische Missionierungsart und gibt den von den Spaniern missionierten Ländern das eigene Gepräge. Es wird den Missionären in den früher spanischen Kolonien sehr zu empfehlen sein, die Sitten und Gebräuche bestehen zu lassen, weil gerade diese die Religion volkstümlich machten und wesentlich zur Erhaltung derselben beitrugen.

#### XIV.

## Die Pflege des einheimischen Volkstums an Einzelbeispielen dargelegt.

Von P. Rudolf Schütz S. J., Bonn.

### I. Geschichtliches.

Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die ersten Apostolischen Vikare ihr Amt in den Missionsländern antraten, gab die Congregatio de Propaganda Fide diesen neugeschaffenen kirchlichen Missionsobern eine auch von protestantischen Missionstheoretikern gerühmte Instruktion, in der folgende zwei Stellen sich finden:

„Nullum studium ponite, nullaue ratione suadete illis populis ut ritus suos, consuetudines et mores mutant, modo non sint apertissime Religioni et bonis moribus contraria. Quid enim absurdius, quam Galliam, Hispaniam aut Italiam aut aliam Europae partem in Sinas invehere? Non haec, sed fidem importate, quae nullius gentis ritus et consuetudines, modo prava non sint, aut respuit aut laedit, imo vero sarta tecta esse vult.“

Hier wird den Missionaren mit allem Nachdruck die Schonung der einheimischen Volkssitten ans Herz gelegt. Sie sollten diese Gebräuche, an denen das Volk hängt, nur ändern oder abschaffen, wenn sie in offenbarstem Widerspruch ständen zum christlichen Glaubens- und Sittengesetz („apertissime Religioni et bonis moribus contraria“ — man beachte den Superlativ: **apertissime contraria**!) Sie sollten es sich nicht beifallen lassen, die Volkssitten der europäischen Länder, aus denen sie selber stammen, den eingeborenen Völkern aufzudrängen. Nicht europäische Sitten zu verbreiten seien sie gekommen, sondern den Glauben. Der Glaube aber